

Eröffnungsrede zur Ausstellung „Lacerten-Zeit“ –  
Malerei von Matthias Brock, in der Kunstgalerie am  
Büchnerhaus, Riedstadt-Goddelau, 8. Mai 2004

„Is everybody in? The ceremony is about to begin!“ Die Umstände sind zu passend, als daß ich, meine sehr verehrten Damen und Herren, der Verlockung zum Zitieren hätte widerstehen können. Zum Zitieren, genauer gesagt, aus dem Text, den Jim Morrison, frühverstorbener Leadsänger der legendären Rockgruppe „The Doors“ für ein nie realisiertes Theaterstück verfaßte, betitelt: „The Celebration of the Lizard – Der Eidechse zur Feier“. Daß es darin wie überhaupt in den Liedern der „Doors“ von Referenzen auf Reptilien, speziell Schlangen, und Amphibien wie Frösche und Kröten nur so wimmelt, müssen sie mir jetzt einmal willig abnehmen, wenn ich Sie nicht mit weiteren Zitaten bombardieren soll. In dem Teil des Theatertexts, der verkürzt, aber als Musikversion dann doch auf Schallplatte erschien, flüstert Jim Morrison wie im Triumph: „I am the lizard king – I can do anything!“, und die Orgel zischt infernalisches dazu.

Was macht die Eidechse so faszinierend, daß sie zur Symbolfigur einer 60er-Jahre-Rockgruppe wird? Was macht sie als Thema so ergiebig, daß ein zeitgenössischer Maler wie Matthias Brock einen ganzen Bilderzyklus, eine ganze Ausstellung mit „Lacerten-Zeit“ überschreibt? (Wobei „Lacerta“ der lateinische Begriff für die größte Gattung innerhalb der Eidechsenfamilie ist.) Bevor ich mich der Frage eingehender widme, soll doch betont sein, daß Brocks Schaffen der letzten zehn Jahre nicht weniger reich ist an anderem Kleintier: ich nenne nur Mäuse, Vögel, Frösche, Fische, Schnecken, Schlangen; dazu Insekten, als da sind: Heuschrecken, Wespen, Käfer, Wanzen, Schmetterlinge, Schmeißfliegen, Ameisen und mehrmals sogar die mysteriös-bizarren Gottesanbeterin. Auf einer Ausstellung der Darmstädter Sezession, die vor fünf Jahren auf der Mathildenhöhe stattfand, hatte er sich – übrigens erfolgreich – um den Nachwuchspreis beworben mit einem Gemälde, das eine übergroße tote Hummel präsentierte, umringt von vielen dutzend roter Ameisen, offensichtlich dabei, den vom Himmel gestürzten Koloss abzuschleppen oder kulinarisch aufzubereiten.

Es gibt freilich über seine Auffassung des Themas wesentlich mehr anzumerken als lediglich, daß es sich bei ihm um einen Maler von wiedererkennbaren Dingen handelt, was man etwas kurzschlüssig, gerne „Realismus“ nennt. Zum einen die Dimension der Darstellung, die das Verhältnis 1:1 zuweilen bis an den Rand des Grotesken übersteigt. Matthias Brock: Nahblick geht über den des Naturforschers hinaus. Er verläßt den Bereich des Neutral-Dokumentarischen und gibt den Dingen eine magische Präsenz, ohne die es meines Erach-

tens in der Kunst nicht abgeht. Gleichzeitig erlaubt ihm der Nahblick, besagte Dinge – etwa den weichen Haarflaum jener Hummel, den harten Panzer der Ameisen inklusive Lichtreflex – zwar in ihrer spezifischen Stofflichkeit wiederzugeben, doch ohne Ehrgeiz auf absoluten Illusionismus. Brock bekennt sich dazu, mit dem Pinsel zu arbeiten anstatt mit der Kamera. Er tilgt die eigene Handschrift nicht und bleibt darin ebenso Maler wie in seiner Vorliebe für leuchtende Farben und Kontraste, bei denen er zweifellos manchmal der Wirklichkeit etwas auf die Sprünge hilft, ebenso wie in seiner durchdachten Art, die Bildgegenstände sparsam und streng zu komponieren.

Noch ein Unterschied zum neutralen Blick des Naturforschers – anders als wir es vom Artenbestimmungsbuch gewohnt sind, zeigt dieser Künstler die Objekte seines Interesses in Aktion und Kombination, sozusagen als handelnde Subjekte. Entweder regiert ein steter Kreislauf von Triebhandlungen, wo Sichpaaren und Aus-dem-Kokon-Schlüpfen nahtlos übergeht in Fressen und Gefressenwerden, ein Geschehen, das die animalische und die vegetabile Welt gleichermaßen übergreift: eben noch hockten die goldenen Kröten sich gegenseitig auf dem Rücken, in Trauben gleich, wie zum Gruppensex, gesäumt von den Perlenketten ihres Laichs; schon schnellt im nächsten Moment, auf dem nächsten Bild eine Schlange durchs grüne Wasser und packt sich einen als Beute. Oder die Tiere befinden sich noch in Warteposition auf einem Blatt, einem Grashalm, ja mitten in einer formatfüllenden Blüte, dabei, ihrem nächsten Fang aufzulauern. Oder sie sondieren einfach nur das Terrain, ob sich um die nächste Ecke eine Nahrungsquelle eröffnet: es kann ja auch mal eine geplatze Honigmelone sein. Oder – ohne das würde etwas fehlen – sie krümmen sich bereits im Tode: Heuschrecken, die einem Insektengift zum Opfer gefallen sind, Nager, denen der Bügel einer Falle das Genick gebrochen hat. (Indirekt wird so die Anwesenheit des Menschen, der motivisch ausgespart bleibt, doch bestätigt.)

Nochmals die Frage: worin liegt die Faszination der Eidechsen, worin die all des restlicher Kleingetiers begründet? Man kann das Problem kunsthistorisch angehen. Und aufzählen, daß in der Geschichte der christlich-abendländischen Malerei sämtliche Geschöpfe ihren Symbolwert besaßen, der in vergangenen Epochen auch verstanden und zur Heilsgeschichte in Bezug gesetzt wurde. Die Eidechse zum Beispiel stand einst im Ruf, ihre Sehkraft, ja ihre ganze Lebenskraft zyklisch zu erneuern. Weswegen sie einerseits sinnbildlich für Licht gleich Gotteserkenntnis, andererseits für Auferstehung gesetzt wurde. Einen späten Reflex dieses Glaubens habe ich kurioserweise gestern zufällig beim Durchblättern der Schriften von Jim Morrison entdeckt. In seinen Aphorismen unter dem Titel „About Eyes and Being Eyed – Über die Augen und das Beäugtwerden“ heißt es: „Zyklop. Menschen,

die urzeitlichen Eidechsen ähneln, tragen ein Juwel in ihrem Schädel. Genannt die ‚Zirbel-  
drüse‘, befindet es sich im Inneren des Gehirns an der Naht der zwei Hemisphären des  
Kleinhirns. Bei einigen ist dieses verkümmerte dritte Auge noch lichtempfindlich.“

Aber im Wort „urzeitlich“ haben wir schon einen Hinweis auf die Einstellung der Moderne  
zu den Eidechsen und den Reptilien und Amphibien generell. Echsen und Insekten und  
Würmer, Frosch- und Nagetiere, vor allem wieder Schlangen wurden bereits während des  
Mittelalters zunehmend zu Helfershelfern des Satans. Sie tauchen auf Höllenbildern als  
Marterwerkzeug der Sünder auf. „Beelzebub“ lautet übersetzt: Herr der Fliegen. Und noch  
wenn sie sich in die Blumen- und Obststilleben des Barock verirren, verkörpern die be-  
sagten Tiere Fäulnis und Fraß – Indizien der Vanitas, der Eitelkeit aller zeitlichen Dinge.  
Für die naturmystischen Anwandlungen schließlich der verschiedenen Wellen der Roman-  
tik – bis hin zu Franz Marcs Hoffungen auf eine Spiritualisierung der Kunst durch ihre  
Animalisierung – waren sie auch nicht gerade die bevorzugten Projektionsfiguren. Es be-  
durfte vielleicht der weltanschaulichen Katastrophen und der wissenschaftlichen Erkennt-  
nisse des 20. Jahrhunderts, um die Schöpfung mit neuen Augen sehen zu können. Mit Au-  
gen, gleichzeitig nüchterner, vorurteilsfreier und dadurch dem Fremden gegenüber offener  
subtiler. Und was könnte uns Spätentwicklern der Evolution fremder sein als eben die „ur-  
zeitlichen“, in den Farben von Edelsteinen schillernden Eidechsen, die in gleichen oder  
ähnlichen Arten schon über den Globus huschten, als der noch ziemlich jung war.

Unendlich fremd. In Georg Büchners „Woyzeck“ tritt in der Gestalt des Doktors ein Ver-  
treter der Naturauffassung auf, die nur noch in Quantitäten denkt und keinen Sinn mehr hat  
für vitale, ästhetische oder gar humane Werte. Den als Versuchstier mißbrauchten Woy-  
zeck herrscht er in den „Paralipomena“ zum Drama an: „Hat er mir Frösch gefangen? Hat  
er Laich? Keinen Süßwasserpolyp? Keine Hydra? ... Stoß er mir nicht ans Mikroskop, ich  
hab eben den dicken Backenzahn von einem Infusionstier darunter. Ich sprengte sie in die  
Luft, alle miteinander. Woyzeck, keine Spinneneier? Keine Kröteneier?“ Unendlich fremd  
unendlich fern, dieses Kleingetier, geeignet offenbar nur zum Sezieren oder zum Einsortie-  
ren in die Schubladen eines biologischen Klassifikationssystems. Büchner selbst hat, wie  
wir wissen, sich mit einer „Vorlesung über Schädelnerven“ als Privatdozent in Zürich  
publik gemacht. Und dann wieder: wenn seine In-etwa-Nachfolger, die Hirnforscher von  
heute, sich populärwissenschaftlich ausdrücken, reden sie vom Reptilhirn, das wir Men-  
schen am oberen Ende der Wirbelsäule mit uns herumtragen, Ansatzpunkt für alle später  
dazugekommenen, höher differenzierten Hirnbereiche. Ferner gehört zur Allgemeinbil-  
dung, daß jeder von uns als Embryo die primitiveren Sprossen der Evolutionsleiter auf-

wärtsgeklettert ist, daß jeder von uns vorübergehend Froschfratze und Kiemenspalten trug. So unendlich, befremdlich fern. So unendlich, unbehaglich nah. Und deswegen wohl auch so unendlich faszinierend. Der vom Insektensammeln und Echsenbeobachten begeisterte Schriftsteller Ernst Jünger hat es so zusammengefaßt: „Wir tragen den Drachen in uns durch die Zeiten, und daher sind wir mit ihm vertraut. In diesem Sinne gehört die Paläontologie zu unserer Erinnerung.“

Ein Aspekt, der zentral zu Matthias Brocks Themenkreis und seiner künstlerischen Umsetzung gehört, blieb bislang unerwähnt. Es sind dies seine elaborierten, in ihrer Gewichtigkeit oft ironischen Werktitel. „Purgatorium“ nennt sich das vorhin von mir geschilderte Hummel-plus-Ameisen-Bild, auf deutsch: Fegefeuer. „Interruptus“ die Maus in der Falle. „Geburtstag“ das Schlüpfen der Libelle zwischen den Schäften der Schwertlilien, die selber die Stationen des Werdens und Vergehens demonstrieren. Aber es gibt auch den „Goldrausch“ und den „Krötenhimmel“ für die quakenden Gesellen in ihrem besinnungslosen Schweben in Leuchtfarbfluidum und Dauerpaarungslust. Solche Titelwahl verrät, daß der Urheber die Tierdramen sieht als Analogie, vielleicht auch als Travestie menschlicher Dramen. Freilich kann man noch gewaltigere Maßstäbe anlegen. Nicht umsonst hat er seine gestern in einer Düsseldorfer Galerie zuende gegangene Ausstellung überschrieben: Das Große im Kleinen sehen. Lassen sie mich schließen mit ein paar Zeilen des Bühnen-Zeitgenossen Adalbert Stifter, entnommen der Vorrede zur Novellensammlung „Bunte Steine“: „Weil wir aber schon einmal von dem Großen und Kleinen reden, so will ich meine Ansichten darlegen, die wahrscheinlich von denen vieler anderer Menschen abweichen. Das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen der Getreide, ... das Schimmern dere Gestirne halte ich für groß; das prächtig einherziehende Gewitter, den Blitz, welcher Häuser spaltet, ... den feuerspeienden Berg, das Erdbeben, welches Länder verschüttet, halte ich nicht für größer als obige Erscheinungen, ja ich halte sie für kleiner, weil sie nur Wirkungen viel höherer Gesetze sind. ... Nur augenfälliger sind diese Erscheinungen, und reißen den Blick des Unkundigen und Unaufmerksamen mehr an sich ...“

Was das Große ausmacht und was das Kleine, meine Damen und Herren, letztlich ist es – das führt Matthias Brock aufs anschaulichste vor – eine Frage dessen, wie wir unsere eigene optische Aufmerksamkeitsschärfe justieren.

© Dr.Roland Held, Darmstadt 2004